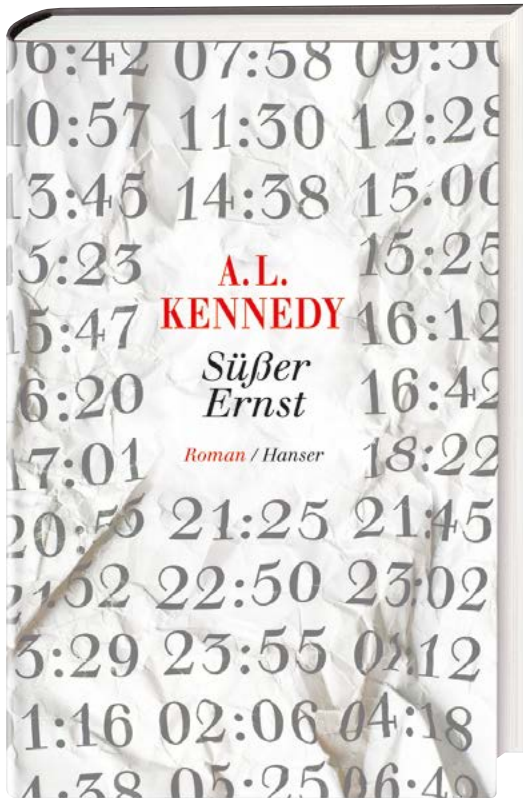


Leseprobe aus:

A.L. Kennedy
Süßer Ernst



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2018

 HANSER BERLIN



A. L.
KENNEDY

Süßer Ernst

Roman

Aus dem Englischen
von Ingo Herzke und Susanne Höbel

Carl Hanser Verlag

*Für V. D. B.
wie immer*

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel *Serious Sweet*
bei Jonathan Cape in London.

Das Zitat von Stephen Crane auf S. 107 stammt aus
Das offene Boot und andere Erzählungen, herausgegeben und übersetzt
von Lucien Deprijck, Mareverlag 2016.

1. Auflage 2018

ISBN 978-3-446-26002-3

© A. L. Kennedy 2016

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2018 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München
Umschlag und Foto: Peter-Andreas Hassiepen, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

»Man strebt in allen Bereichen des Wissens
danach, den Gegenstand so zu sehen,
wie er an sich wahrhaftig ist.«

Matthew Arnold

Eine Familie sitzt in der Londoner U-Bahn. Sie sitzen alle in einer Reihe, und zwar in der Piccadilly Line. Sie haben beträchtliches Gepäck dabei. Sie wirken müde und ein wenig derangiert, und sie kommen eindeutig von weit her: eine Großmutter, ein Vater, eine Mutter, und eine etwa zwölf Monate alte Tochter. Die Erwachsenen reden leise auf Arabisch miteinander. Die Großmutter trägt ein Kopftuch, die Ehefrau nicht.

Ihre erwachsenen Begleiter wirken zwar alle recht schäbig, doch die Erscheinung des kleinen Mädchens ist von uneingeschränkter Farbenpracht. Sie hat Pailletten an den makellos weißen Schuhen und trägt Haarspangen, die mit Schmetterlingen besetzt sind. Sie zeigt Farben über Farben. Quer über ihre Strickjacke verläuft ein kompliziertes Stickmuster, wie Blumen und wie Sterne. Sie sitzt auf dem Schoß ihres Vaters, hat dem Herbst in den Fenstern und dem abnehmenden Licht den Rücken zugewandt und schaut den Rest des Wagens an, selbstsicher, interessiert, von Natur aus voller Charisma. Sie richtet ihren stillen, erwachsenen Blick auf die anderen Fahrgäste und grinst.

Das Mädchen hat außerordentlich schöne Augen.

An den Händen, den pummeligen Fingerknöcheln, an der Halsseite und an Wange und Schläfe hat sie recht frische Verletzungen. Manche sind nur verschorfte Abschürfungen, andere sind ernster. Keine ist richtig abgeheilt. Es scheint eindeutig, dass etwas Schreckliches, womöglich Explosives sie erwischt hat – nicht schlimm, aber schlimm genug. Einige der Wunden werden zwangsläufig Narben hinterlassen. Davon abgesehen ist ihre Haut seidig und flaumig und so bemerkenswert wie die eines jeden Kleinkindes, doch sie hat diese beharrlichen Verwundungen.

Sie übt Winken – manchmal winkt sie ihrer Großmutter und ihrer Mutter, manchmal auch Fremden, die nicht anders können, als zurückzuwinken. Die Kraft ihrer Persönlichkeit ist beträchtlich. Sie nimmt offen-

sichtlich an, dass sie etwas Besonderes ist und nur aus gutem Grund im Zentrum der Aufmerksamkeit steht. Und es sollte möglich sein, dass sie mit dieser Annahme richtigliegt, dass sie immer richtigliegen wird. Erst wiederholte Einmischungen von außen würden ihr die Selbstsicherheit und das Glück nehmen.

Doch an diesem Morgen ist sie gebieterisch und winkt freudig. Immer wenn ein Fahrgast lächelt oder zurückwinkt, wirken ihre Angehörigen sowohl stolz als auch Gefühlsregungen nahe, die sie zu überwältigen drohen. Die offensichtliche Anspannung der Erwachsenen, das Unausgesprochene zwischen ihnen macht sie den Mitreisenden mysteriös – zugleich Geheimnis und Grund zu stiller, intimer Sorge.

Die Mutter, der Vater, die Großmutter – sie beschäftigen sich, bieten der Kleinen gesunde Leckereien und Getränke aus verschiedenen Taschen und Päckchen an. Auch Spiele haben sie dabei. Sie haben kleine Stoffbüchlein und ein hübsches Spielzeugtier, ein wenig wie ein Pferd. Sie sind so gut vorbereitet, wie man nur sein kann.

06:42

Das war – *ach du lieber Gott* – das hatte er nicht – *neinneinneinneinnein*.

Mist.

Jon spürte, wie sein Hemd von Panikschweiß feucht, seine Jacke schwer und belastend wurde. Er war nicht richtig angezogen für so was, für dieses Problem, für diese Art Problem.

»Ich tue, was ich kann. Wirklich. Ach komm ... Bitte ...«

Er hielt einen Vogel fest.

Obwohl er nicht wollte.

Er hatte einen Vogel in der Hand.

Eine Taube auf dem Dach wäre mir definitiv lieber. Hahaha.

Aber dieser Vogel schaffte es weder aufs Dach noch sonst irgendwohin. Das war ja das Problem.

Dämliche Sprüche sind das Problem. Aber das ignorieren wir mal. Wenn man dämliche Sprüche ignoriert, verpuffen sie womöglich. Im Gegensatz zu Problemen.

»Lass mich ... lass mich einfach. Ich bringe das in Ordnung.« Er war auch nicht ansatzweise überzeugt, dass er es in Ordnung bringen konnte.

Gut möglich, dass er log. Einen Vogel anlog.

Der war ziemlich jung, das ornithologische Äquivalent eines dicklichen Kleinkinds oder vielleicht auch eines Pommes mampfenden Teenagers, und er wehrte sich in Jons gewölbter linker Hand, während Jon sich mit der Rechten abmühte, ihn zu besänftigen. Jetzt war er nämlich gar nicht sanft. Der Vogel zwickte ihn, kniff seinen linken Zeigefinger mit dem Schnabel – ein Zeichen entschlossener Ohnmacht und winziger Tapferkeit.

Jon wollte ihn nicht ängstigen.

Aber er konnte ihn auch nicht seinem Schicksal überlassen – nicht in seinem derzeitigen Zustand.

Aber weil er ihn eben nicht ließ – weil er ihn rettete –, kam er schon zu spät. Das Tier untergrub seinen Vormittag, zog seinem Terminplan den Stöpsel heraus. Darauf hätte er ehrlich gesagt verzichten können, wo sein Tag ohnehin anstrengend zu werden versprach, mörderisch, zum Scheitern verurteilt, leicht aus der Bahn zu werfen durch einen verdammten unvorsichtigen Atemzug. Sozusagen.

Heute ist der Tag, an dem ich kriege, was ich verdiene.

Glaube ich. Möglicherweise.

Als könnte das irgendein Mensch, irgendein menschlicher Körper aushalten.

Sozusagen.

Aber man musste aus dem Tag das Beste machen, was auch geschah. Man musste immer sein Bestes geben – denn sonst stellte sich ja niemand zur Verfügung.

Andererseits war man vielleicht schon dabei, etwas gar nicht so Gutes zu tun – Vögel waren empfindlich, Tiere im Allgemeinen waren empfindlich, und Vögel im Besonderen waren schnell überfordert und konnten durch einen einfachen Schock buchstäblich umgebracht werden. Vielleicht tötete er den Vogel.

Aber das wollte oder beabsichtigte er gar nicht ... was wiederum für ihn sprach.

Aber mit seiner mangelnden Erfahrung würde er das garantiert vermasseln ...

Zu viele Aber – das sieht mir gar nicht ähnlich. Ich bin doch der Mann, der die Aber beseitigt. Dafür bin ich bekannt – jedenfalls ein bisschen. Ich kann sie aus jeder öffentlichen Verlautbarung, Pressemitteilung, Zusammenfassung, aus jedem Bericht, Verlaufsprotokoll, Grünbuch, Weißbuch, aus jeder Notiz auf einem Briefumschlag tilgen, wenn Sie darauf bestehen, dass Sie meine Hilfe brauchen und einen heiklen Tag haben, dann tue ich eben, was ich kann ... Theoretisch kann ich sogar eine Krebserkrankung, nun ja, verwandeln ... der Krebs ist zwar noch da, aber stellt sich zugleich als glückliche Fügung heraus, wenn man mir nur genug Zeit gibt. Diese Fähigkeit habe ich. Ich will sie nicht, aber es scheint notwendig zu sein, dass Jon Corwynn Sigurdsson jedes Hindernis, jedes Gefühl von Widerstand beseitigt und die möglichen Folgen jeder beliebigen Handlung übertüncht. Wenn Sie das Gefühl haben, dass Ihnen irgendein

Teil der Wirklichkeit einfach nicht gefallen mag, dann komme ich ins Spiel und formuliere diese Wirklichkeit für Sie um.

Aber ich möchte lieber nicht.

Und meine eigentlichen Pflichten liegen woanders. Ganz woanders. Meiner Meinung nach.

Das macht mich fertig.

Jon schloss die Augen und ließ seine Gedanken zur Ruhe kommen – so wie man eine Decke über einen Käfig wirft, um den Papagei darin zum Schweigen zu bringen: so viel Lärm, so wenig Sinn ...

Ich kann zwar alles umschreiben, doch in diesem Augenblick geht es um den Tod, und der wird doch gemeinhin – selbst bei ganz gewöhnlichen Vögeln – als unglückliche Fügung gesehen.

Die Amsel schauderte – was ein schlechtes Zeichen sein mochte, Jon wusste es nicht.

Kein normaler Mensch hatte gern einen Tod in der Hand. Noch dazu in einer Hand, die offenbar für solche Aufgaben nicht entwickelt genug war – noch zu affenartig: seine hatten unansehnliche Haare auf den Knöcheln, und es mangelte ihnen an männlichem Geschick.

Wie man gebaut ist, enttäuscht einen eher.

Außerdem wäre dies ein Unverzeihlicher Tod – noch schlimmer.

Schwangere Frauen, Hunde, Pferde, manche Katzen, alle Schimpansen, die meisten Kinder, rüstige Senioren, Männer mit gutem Herzen, hübsche Frauen, tapfere Blinde, vielversprechende junge Menschen aus schwierigen Verhältnissen mit Stipendien für Oxford oder Cambridge – und liebenswert mutige Vogeljunge – der Tod solcher Lebewesen darf als unverzeihlich betrachtet werden. Herzerreißende Fotos in allen möglichen sozialen Medien können ihren tragischen Status untermauern, indem sie die Opfer in vergangenen Momenten argloser Hoffnung zeigen. (Falls ein Pferd – rein hypothetisch – überhaupt Hoffnung empfinden kann.) Ihr schrecklicher Verlust mag Aktivisten inspirieren, Gesetzesreformen anstoßen, die Bereitstellung kommunaler Einrichtungen, die nach ihnen benannt werden – vielleicht aber auch neu entdeckte Krankheiten. Oder es werden frische Pferde bereitgestellt und nach ihnen benannt.

Der kleine Vogel stieß – was er in unvorhersehbaren Abständen tat – einen weiteren schrill drängenden Klagelaut aus, Flehen und Vorwurf zugleich, der seiner Größe ganz und gar nicht entsprach.

Dann zwickte der Kleine ihn wieder.

»Ach, komm ... Hör mal ... Bitte ...«

Wir bewahren die Namen, erlassen Gesetze und errichten Gedenkstätten, damit die Unverzeihlichen Tode so wirken, als dienten sie einem Zweck. Obwohl es in Wirklichkeit natürlich wir sind, die dem Zweck dienen. Die Toten und ihr Tod können es nicht – sie sind nur ein Entfernen, ein Auslöschen. Niemand – das ist jetzt ein etwas sperriges Beispiel, übertrieben dramatisch – aber niemand ist im Holocaust gestorben, um eine ausgleichende Welle von Menschenrechtsgesetzen auszulösen. Das war nicht ihr Ziel. Niemand hat sich in den Leichenschlamm an der Somme geworfen, weil er auf inspirierende Erinnerungskunst hoffte. Und doch ... kommen uns solche Gedanken, weil wir uns nach Hoffnung und Bedeutung sehnen und uns wünschen, dass sie aus der Bitterkeit entspringen und das WIEDER durch ein vorangestelltes NIE auf Dauer modifizieren mögen ...

Das ist eine vereinfachende Haltung, deren letzte Konsequenzen ziemlich gefährlich sein könnten. Sie könnte dazu führen, dass wir fremdes Leid fördern, weil es womöglich etwas ungenügend definiertes und daher inspirierendes Gutes bewirkt. Es könnte dazu führen, dass wir die Früchte verschiedener vergifteter Bäume genießen. Es könnte sogar dazu führen, dass wir vergiftete Bäume pflanzen ...

Dabei ist jeder Tod absolut unverzeihlich.

Es wäre eine moralische Bankrotterklärung, wollte man suggerieren, dass es so etwas wie Verzeihliche Tode gibt. Und ich bin nicht moralisch bankrott – noch nicht ganz. Andere womöglich schon. Vielleicht. Vielleicht will ich damit sagen, dass andere Menschen gelegentlich ihren moralischen Kompass verlieren und daraufhin Todesfälle auf einer absteigenden Skala einreihen könnten, angefangen mit ... sagen wir einem Todesfall von erschütternder Bedeutung, der eine berühmte Persönlichkeit trifft, über Folgenlose Todesfälle, Langweilige Todesfälle bis hin zu Geschmacklosen Todesfällen und schließlich Notwendigen und mit gebührendem Ernst zur Kenntnis genommenen Todesfällen. Das wären alles Vorhersehbare Todesfälle. Selbst die unerwarteten können vorhergesagt, ihr Wirklichkeitsanteil gemessen werden – auch wenn die emotionale Distanz und Verrohung, die durch derlei Quantifizierung angeregt wird, wenig wünschenswert sein mag. Umgekehrt sollte man aber nicht zu harsch urteilen, wenn jemand den Tod anderer Menschen auf die

leichte Schulter nimmt oder nur seine Öffentlichkeitswirkung abwägt oder Kosten und Nutzen gegeneinander aufrechnet – das könnte weniger ein spiritueller Aussetzer oder Defekt sein als vielmehr der vernünftige Versuch, im vollen Mitgefühlskalender Prioritäten zu setzen.

Ich könnte also trotz angemessener Zurückhaltung eine derartige Beobachtung äußern.

Eine Beobachtung andere betreffend. Nicht mich selbst.

»Ich bin kein schlechter Mensch.« Der Vogel schien nicht überzeugt. »Aber ich bin ... ich komme zu spät. Und das darf ich nicht. Nicht heute. Heute ist ...« Wieder brach ihm der Schweiß aus. »Heute ist heute, und heute ist einfach zu viel ...«

Scheiße.

Das war Valeries Schuld – weil sie etwas verändert hatte. Die Vegetation auf ihrer Terrasse war normalerweise von grimmiger Geradlinigkeit – eingetopftes Grünzeug, dem es nichts ausmachte, wenn sie ihren Rauch darauf blies. Doch jetzt hatte sie sich offenbar einen Heidelbeerbusch ins Haus geholt. Oder jemand hatte ihr einen Heidelbeerbusch geschenkt – *viel wahrscheinlicher* –, und den hatte sie daraufhin hier draußen abgeladen.

Wo er eine Gefahr darstellte.

Wo er als Köder in einer unnötigen Falle diente.

Und so bildete das gesamte Szenario den Charakter dieser schrecklichen Frau nur allzu klar, eindeutig ab – es zeigte unmissverständlich, wie sie war und immer sein würde.

Der Vogel streckte sich in seinem Gefängnis, seine winzigen Bemühungen und seine große Not machten Jons Finger vor lauter Schuldgefühlen noch unbeholfener, trotz seiner Hilfsversuche.

Er war sich bewusst, dass dies ein ebenso klares und eindeutiges Abbild seines eigenen Charakters bot – furchtsam wie ein Kind, Finger wie ein Tier ...

»Ist okay. Ist schon okay ... Ich mache es wieder gut, ich Sorge dafür, dass es dir wieder bessergeht. Ehrlich.« Er hatte die ganze Zeit mit dem Tier geredet – mit diesem hellbraunen, zwickenden Drosseljungen –, seit er es rufen gehört hatte. Er war aus der Küche nach draußen gelaufen, in den dämmernden Morgen, und hatte den Vogel entdeckt, wie er erbittert

mit dem besonders dichten Netzwerk am Boden des viel zu verschnörkelten Übertopfes kämpfte.

Muss ein Geschenk gewesen sein. Sie hätte sich niemals freiwillig etwas besorgt, was so viel Pflege braucht. Es sei denn – ist es diesen Monat im Trend, frische Beeren vom Zweig zu essen, oder gilt es als probates Mittel gegen unvermeidliche Alterungsprozesse oder gegen Krebs?

Herrgott, sie kann so widerwärtig sein. Auch wenn ich das nicht sagen sollte.

»Tut mir leid ... tut mir leid ...« Jon entschuldigte sich und versuchte beruhigend zu klingen.

Mir ist klar, dass ich weniger gehässig sein sollte.

Hass ist ganz allgemein fast schon so eine Art Hobby in meinem Leben geworden. Ich laufe zwischen den gemieteten Ficus-Töpfen im Portcullis House umher und hasse. An den Wochenenden praktiziere ich stillen, zielgerichteten Hass, und in entspannten Augenblicken schlendere ich durch das Natural History Museum und kann mich nicht mehr darauf verlassen, wirklich etwas zu sehen, so dicht ist der Nebel aus Hass, durch den ich im Vorbeieilen zu spähen versuche. Das ist nicht angemessen. Es hilft niemandem. Das ist mir klar.

»Tut mir leid.«

Und in meiner derzeitigen Lage darf, darf, darf ich nichts und niemanden hassen, denn richtige Tiere spüren solche Negativität. Richtige Tiere bemerken im Gegensatz zu Menschen schon den kleinsten Anflug von Abscheu, sie verstecken sich davor, flüchten mit Füßen oder Flügeln.

Außerdem kann ich nicht vor Hass triefen – nass vor Hass, kann man das sagen? Kann ich nicht – nicht heute. Etwas hassen, meine ich. Heute geht es – wenn möglich – um das Gegenteil von Hass.

Also – selbst wenn ich das nicht ohnehin tun sollte, ich muss sanft denken, freundlich fühlen, sonst merkt es mein Vogel.

Nicht mein Vogel. Er gehört mir nicht.

Dieser Vogel.

Meine Verantwortung. Nicht mein Eigentum, aber meine Pflicht.

Und das wäre ein schönes Zitat, wenn man es ein wenig poliert und demütig vorträgt – ein bewegender Ausspruch, um die Moral zu heben, tempora und mores zu bessern, falls noch irgendjemand weiß, was das bedeutet ...

»Ach, Herrgott noch mal!«

Über ihm schoss die Amselmutter vorbei, hielt sich akkurat über

seinem Scheitel, drohte ihm mit harten, ratternden Warnkaskaden. Es hörte sich an, als würde jemand mit immer heftigeren Hieben auf dünnes Geschirr losgehen. Sie hatte ihn noch nicht getroffen. Sie tat allerdings so, als würde sie das gleich; mehr konnte sie nicht tun. Sie zeigte eine Art gewalttätiger Liebe.

»Ich bin ... könntet ihr ... würdet ihr beide ... ich tue, was ihr wollt. Versprochen ... ich ...«

Nachdem er die Lage erfasst hatte, war er sofort in Valeries leicht ver-siffte Küche zurückgelaufen – die Griffe sämtlicher Schubladen fettig – und hatte eine Schere gefunden, war wieder hinausgeeilt, um das grässliche grüne Geflecht vom Leib des zitternden Vogels zu schneiden. Diese erste Rettungsaktion hatte den Vogel zwar unversehrt aus dem Netz befreit, doch war er selbst noch in diese schrecklichen Plastikfasern verstrickt, und er musste das arme Tier hochheben, in der Hand halten, es sicher umfangen und dann ganz sachte, schnipp, schnipp – *Herrje, wenn ich in den Flügel geschnitten hätte oder so, ihn verkrüppelt hätte, uns beide zu dem darauffolgenden Gnadentod verurteilt, ein Unverzeihlicher Mord ... und das könnte immer noch passieren, könnte immer noch, schrecklich, schrecklich ...*

Jons freie Hand hatte ziemlich blind mit der bedrohlichen Scherenspitze herumgetastet, hatte gehofft, die Einschnürung um die Atemwege des Vogels erwischen und zerschneiden zu können – diese spürbare Hysterie, als er sich mit matten Kräften in seinem Griff wand.

Das kleine Ding stieß wieder erstaunlich lautes, erschrecktes Zwitschern aus.

»Ich werde dich nicht fressen. Bestimmt nicht.«

Er fand es eigenartig, wenn nicht gar rührend, dass in diesem Ruf etwas erkennbar Kindliches lag. Das schien ein Naturgesetz zu sein: Wenn wir wirklich, ernsthaft in Not sind – ob Vogel, Schimpanse, Pferd, Mensch, alles, was Blut in den Adern hat –, werden wir wieder Kinder, wünschen uns unsere Eltern herbei, schreien nach unserer Mama, ob ihre Hilfe zur Stelle ist, nützlich wäre oder nicht.

»Ich werde dir überhaupt nicht wehtun. Das verspreche ich. Versprochen.«

Die Amselmutter stieß wieder sinnlos herab, diesmal mit noch lauterem Rufen.

Diese ganze Situation war einzig und allein darauf zurückzuführen, dass Valerie war, wie sie war, und immer das Falsche tat. Sie hatte einen Instinkt dafür. Das Netz über dem Heidelbeerbusch war das falsche Netz. Jon war streng genommen kein Gärtner, aber er hatte das Zeug oft genug gesehen, mit dem man Nutzpflanzen abdecken sollte. Der Durchmesser, die Maschenweite – er wusste nicht genau, wie man Vogelnetze einteilte –, die Materialstärke, Dichte ... es sollte doch sicherlich sogar Spatzen abhalten. Jeder vernünftige Mensch würde damit Eindringlinge abhalten, nicht jedoch sie erwürgen wollen. Val aber hatte über ihre verdammten Heidelbeeren offensichtlich das Netz mit den größtmöglichen Maschen geworfen – eine drohende Gefahr für alle und jeden. Ein Treibnetz für alles Gefiederte. Aß sie jetzt Vögel, frisch vom Zweig gepflückt? Sollte das ihre von den Wechseljahren geplagte Haut zum Strahlen bringen? Was hatte sie sich dabei gedacht – wenn sie überhaupt nachgedacht hatte? Diese Frau war weitgehend unbelastet von jeder Rücksichtnahme. Jedes Tier, das kleiner war als ein dicker Kater, musste auf der Suche nach Heidelbeeren direkt in die Falle stürzen, musste gefesselt, allein und verwirrt um Hilfe schreien.

Das war das Problem mit Tieren – ihr fehlendes Begriffsvermögen brachte so viel Not hervor: erst ihre eigene und dann die eines Menschen. Man sah sie an, sah sich selbst in ihnen und wurde ganz närrisch und überdreht.

»Um Himmels willen! Wenn ich dich fressen wollte, hätte ich es doch schon längst getan! Oder etwa nicht?«

Brüllen war manchmal ein Ventil. Nicht dass Jon oft brüllte.

»Schh, nein. Schh. Ich hab's nicht so gemeint. Ich bin nicht böse auf dich. Ich bin überhaupt nicht böse. Keine Sorge. Bitte. Mach dir keine Sorgen meinetwegen.«

Weder seine Versuche, den Vogel zu beruhigen, noch sein Wutausbruch schienen irgendwas an ihrem Verhältnis zu ändern. Tatsächlich waren beide Amseln jenseits seiner kommunikativen Fähigkeiten.

Worauf Val ihn sicher hingewiesen hätte. Sie hatte ein gutes Ohr für Pointen, konnte das Versagen anderer präzise auf den Punkt bringen.

»Entschuldigung. Sschh. Ich werde ... Das wird ... Es sollte ...«

Probehalber zupfte er an einem Stück Plastik, das er aufgeschnitten

und gelöst zu haben glaubte – das Ende des Problems. Jon zog etwas fester, und ein unangenehmer, schartiger Faden lief aus seiner Faust, der zweifellos zuerst über die Vogelbrust und unter den Flügeln entlanggeschabt war. Er spürte das Tier erschauern. Es war bemerkenswert, wie sich die Last des Schreckens zwischen ihnen übertrug.

Als Reaktion auf diese ungewohnte Berührung kackte das Vogeljunge – völlig verständlich – warm auf Jons Hose, was einen langen lilafarbenen Streifen hinterließ. Die Farbe geklauter Heidelbeeren, der ersten Früchte.

Dann rief es noch klagender als zuvor – darauf hätte Jon gern verzichten können –, und die Mutter antwortete, schwang sich empört an seinem Ohr vorbei. Was wollte sie sagen? Versuchte sie zu beruhigen, trauerte sie schon, stieß sie Drohungen aus, schwor sie Rache, gab sie Ratschläge? Sie hatte den Gesang aller anderen Vögel in der Nähe zum Schweigen gebracht, diese hatten sich in sichere Entfernung zurückgezogen.

Ihr Schweigen wirkte schon vorwurfsvoll, während sich das Drama fortsetzte – obwohl Jon es anscheinend geschafft hatte. Nichts schien seinen Gefangenen mehr zu behindern. »Siehst du? Schhhh. Das ist ... So ... Ich habe dir doch gesagt ...« Er versuchte festzustellen, ob alles in Ordnung war. Er würde dieses Ding nie wieder in die Finger kriegen, wenn er das jetzt vermasselte und es immer noch hilfsbedürftig war, wenn er es aussetzte ... Man mochte sich gar nicht vorstellen, wie ein Lebewesen durch seine eigene Bewegung oder durch sein Wachstum ganz langsam stranguliert würde ... oder sonst wie verkrüppelt ... solche Sachen ... Missbildungen, Wundbrand.

Der Pluspunkt wäre, dass Tod bei Missbildung und Wundbrand ein Wünschenswerter Tod wäre.

O Gott, bin ich ein Arschloch.

Nein, ich tue, was ich kann. Ich gebe mein Bestes.

Er drehte die gefiederte Gestalt in diese und jene Richtung, spähte durch seine Finger und versuchte, sich genügend auf seinen Tastsinn zu konzentrieren, um womöglich übrig gebliebene Fäden zu entdecken.

Jetzt schien es kein Problem mehr zu geben.

Glaube ich.

»Okay. Also gut. Alles in Ordnung.«

Von irgendwo sah ihm die Mutter zu, verabscheute ihn, ließ weitere heftige Beschimpfungen ab.

Jon murmelte ihrem Nachwuchs zu: »Alles gut. Wirklich. Du Dummchen. Hast du nicht ...?« Mit einem Säuseln, das er von sich kaum kannte.

»Alles in Ordnung.«

Er holte Luft. Ein leichtes Schaudern behinderte das Einatmen, ließ dann aber nach. Er schwitzte nicht mehr. Seine Oberschenkelmuskeln entspannten sich. Er betrachtete seine leicht besudelte Hose, den dunklen, weiß geäderten Fleck auf dem farblich sich beißenden blauen Stoff.

Dann schaute er sich um und stieß die Luft seufzend aus.

Der gelbe Lichtquader, der aus der Küchentür fiel, war völlig unsichtbar geworden, als die Morgendämmerung zum Tag erstarkt war. Dennoch hielt sich eine sanfte Bläue, eine Zartheit hier und da in den Schatten, die er betrachtete. Es herrschte eine Atmosphäre zugänglicher Schönheit. Wenn er gewollt hätte, hätte Jon lächeln können. Aber er schaute nur hin, sehr sorgfältig, erlaubte sich zu sehen, zu sehen und noch einmal zu sehen, atmete wieder ein und hielt den Atem an, Luft und Friedlichkeit füllten seine Lunge.

Und um ihn strömte dichte Stille heran.

Schloss sich.

Sicherheit trat ein, Trost wurde verabreicht, gegen sieben Uhr am Morgen. Und jede Bewegung verschwand.

Jon roch den Fluss: die relative Nähe von freigelegtem Schlamm und Frühlingsgrün, schmutziges Leben, das sich außerhalb von Valeries Heim abspielte. (Ein gefragtes Gebäude aus dem 18. Jahrhundert, dem schmutziges Leben nicht ganz fremd war. *Das macht sie nur, um einen zu ärgern, weil sie weiß, wie sehr es einen reizt.*) Doch kein Laut, nicht der geringste, war zu hören. Er konnte sich einbilden, dass die Bäume draußen an der Straße, die gepflegt wildwüchsigen Gärten zum Wasser hin, das Gründeln der Schlickbewohner, das Wachsen der Weiden draußen auf dem Werder, das Schieben und Anbränden der Strömungswellen, dass alles völlig zum Stillstand gekommen war. Und der frühe Autolärm am Hogarth-Kreisel, das endlose Zischeln der Jets am Himmel über ihm, das aggressive Wirbeln von allem, was für diesen ganz besonderen Aprilfreitag nötig war – das alles hatte jetzt ausgesetzt.

Nur jetzt.

Nur für den Moment.

Selbst die Amselmutter war stumm und reglos.

Es war so, als hätten die allseitigen Ängste – die der Vögel und seine eigenen und die der Welt – ein gegenseitiges Einverständnis herbeigeführt, eine Pause zur Bestandsaufnahme.

Und dann zwinkerte Jon.

Was den Bann brach.

Die Wirklichkeit taumelte weiter.

»Also. Okay. Dann ...«

Und er ließ los, kam einem Seufzer ziemlich nahe, öffnete die Hand und schaute einen ganzen langen Moment das Vogeljunge an, das sich nicht rührte und dessen dunkel glänzender Blick auf Jon ruhte.

In Jon schimmerte eine Schuljungenhoffnung auf, dass ihm der Vogel womöglich dankbar war – und bei ihm bleiben, auf seinem Finger sitzen und seine zerzausten Federn ordnen würde.

Oh.

Aber er verließ ihn.

Oh.

Natürlich.

Oh.

Der Vogel zuckte in einem plötzlichen Ausbruch von Hast hoch und stieß einen Ruf aus, als wäre er keinesfalls weniger als schwer verwundet worden. Und doch war er offenbar genug bei Kräften, um zu entkommen, war ganz und gar frei und gerettet. Jon hatte etwas gerettet.

Er schaute dem Vogel nach, der pfeilschnell in das kleine Kästchen Himmel schoss, das über Valeries Terrassenmauern hing.

Oh.

Und dann war er so was von weg. Die Mutter ebenso.

Seine Handfläche kühlte ab.

Seine übliche Anspannung setzte wieder ein.

Eine Panik oder so etwas Ähnliches, etwas wie Nervosität, aber ohne Anwesenheit von Nerven, so als wäre die innere Verkabelung entfernt worden und man spürte die Lücke. Das war es. Hier war es.

Ich glaube, ich muss mich vielleicht übergeben.

Ein halbes Dutzend Sittiche glitten über ihn hinweg, so hoch, dass er nur die Silhouetten sah. Sie hatten scharfkantige Flügel, die Schwanzfedern liefen lang und spitz aus – von der schieren Geschwindigkeit, konnte man annehmen, vom gnadenlosen Geradeausflug. Und sie machten dabei so ein lautes Geräusch – *tssiuuh, tssiuuh, tssiuuh*. Sie machten ein Geräusch wie Ehefrauen.

Nein, diese Bemerkung ziehe ich zurück. Sie klingen wie die Angst vor Ehefrauen, die Angst vor einer Frau, meine Angst vor einer Frau, vor meiner Frau, meine Angst vor meiner Frau, vor dieser Ehefrau.

Tssiuuh, tssiuuh, tssiuuh.

Ich weiß nicht, ich weiß es nicht. Ich weiß nichts über Ehefrauen oder Sittiche. Ich müsste wissen, wie sie sich anhören, aber ich weiß es nicht. Ich könnte mich auch irren. Ich habe Affenhände und keine Verkabelung. Ich bin ein großes Kind im Anzug eines Mannes und für keinen Zweck geeignet.

Tssiuuh, tssiuuh, tssiuuh.

Und jetzt bin ich wirklich zu spät. Dabei muss ich heute Zeit haben, ich muss mir Zeit schaffen, weil ich dann in der Lage bin ... Es gibt Dinge, die ich zu Ende bringen muss, und die sollten nicht übereilt werden.

Aber ich glaube, ich schaffe es. Wirklich. Ich schwöre. Ich werde mir ein großes Loch im Terminplan freischaufeln, damit ich frei atmen und funktionieren kann, so wie ich sollte, und ich werde es möglich machen, dass ich sehen, sehen, sehen kann, was als Nächstes kommt.

Tssiuuh, tssiuuh, tssiuuh.

Wie es sich anhört, ausgelacht zu werden.

Hier ist es.

Tssiuuh, tssiuuh, tssiuuh.

Ja, hier ist es.